

Rezension von: Handbuch der Kulturwissenschaften. 3 Bde. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004.

Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Hg. v. Friedrich Jaeger u. Burkhard Liebsch. 538 pp., ISBN 3-476-01881-4;

Bd. 2: Paradigmen und Disziplinen. Hg. v. Friedrich Jaeger u. Jürgen Straub. 694 pp., ISBN 3-476-01958-4;

Bd. 3: Themen und Tendenzen. Hg. v. Friedrich Jaeger u. Jörn Rüsen. 551 pp. ISBN 3-476-01959-4.

Handbücher sind die Tyrannen ihrer Disziplin. Gelungene zumindest. Als Nachschlagewerke beanspruchen sie Gültigkeit und Verbindlichkeit auf der Basis einer umfassenden Synthese aller vom jeweiligen Fach erbrachten Forschungsleistungen, einen »Überblick über das Ganze, das dem Einzelnen zugute kommen kann« (I, p. VIII) [1] – nicht umsonst sind sie meist das Produkt einer Zusammenarbeit vieler anerkannter Spezialisten, denen zugestanden werden muss, für das Fach bestimmen zu können, was als das für dieses repräsentative (und in der didaktischen Anwendung dann häufig prüfungsrelevante) Wissen kanonisiert werden soll. In Handbüchern wird dieses »gültige« Wissen des Faches organisiert, vernetzt und geordnet, petrifiziert und verewigt als der Wissensstand ihrer Entstehungszeit. Handbücher versprechen das für die Partizipation am jeweiligen Fachdiskurs notwendige Überblickswissen, sie konturieren, profilieren und zensieren: Forschungsergebnisse, die in ihnen nicht genannt werden, existieren im kollektiven Bewusstsein der Fachöffentlichkeit zumindest »offiziell« häufig nicht (mehr). Handbücher summieren und schließen ab. Sie stehen am Ende umfangreicher Forschungstätigkeit, auf die sie zurückblicken, um deren Ergebnisse nun zusammenfassen und systematisiert vorstellen zu können.

Als der damalige DFG-Präsident Wolfgang Frühwald »Kulturwissenschaften« zum fächerübergreifend neuen Paradigma der Forschungs- und Förderungspolitik auf jenem Felde erhob, das zuvor als »geisteswissenschaftlich« zunehmend an Interesse für eine Politik verlor, die die Bedeutung von »Geist« zu verstehen den Geist nicht mehr hatte (sie ist mittlerweile von internationalen Untersuchungen über die Ergebnisse des von ihr verwalteten deutschen Bildungssystems darauf hingewiesen worden), löste er in den angesprochenen Wissenschaften eine breite Masse von Aktivitäten aus, die alle, es ging ja um Fördergelder oder zumindest den Ruch von »Modernität« und Zeitgeistnähe, unter den Bedingungen von Sparzwang, Wissenschaftsabbau und Legitimationsdruck als »kulturwissenschaftlich« etikettiert wurden. Ergebnis war eine an vielen Orten unabhängig voneinander zustande gekommene Durchflutung interner Papiere, Konzeptionen und Entwürfe mit dem strategisch vielversprechenden Begriff »kulturwissenschaftlich«, ohne dass diese Inflation durch eine von wem auch immer unternommene Klärung dessen konturiert worden wäre, was unter »kulturwissenschaftlich« denn nun genau zu verstehen sei. Mit der Zahl diverser »kulturwissenschaftlich« genannter lokaler Projekte stieg die semantische Vielfalt dessen, was dem Begriff an Bedeutung und Inhalten zuwuchs. Mittlerweile ist ein Punkt erreicht, an dem »es schon Forschung und Lehre samt einschlägig gewidmeter Professuren gibt, bevor die Beteiligten genau wissen und sich darüber einig sind, was sie aufgrund welcher Konzeptionen und Programme eigentlich tun«. [2] Auch die Herausgeber der hier zu besprechenden Bände erklären einleitend, »fachliches, theoretisches und methodisches Selbstverständnis« der Kulturwissenschaft(en) seien »keineswegs hinreichend geklärt« (I, p. VII).

Umso gespannter darf man sein, wie die Herausgeber eines *Handbuchs der Kulturwissenschaften* ihr Versprechen einlösen werden, einen »Überblick über das Ganze, das dem Einzelnen zugute kommen kann« (I, p. VIII) zu bieten. Gerade auf Grund der disziplinären und methodischen Unübersichtlichkeit herrscht ja ein großes Informationsbedürfnis, das sich in einer nicht mehr überschaubaren Reihe von Einführungen, Grundlegungen, Vorstellungen Begründungen, Hinführungen, Lexika und Grundlagenbüchern der »Kulturwissenschaft(en)« offenbart, die freilich bisher alle darunter leiden, als jeweils nur partikularer Entwurf ihr jeweils eigenes Konzept von »Kulturwissenschaft« zu verallgemeinern und bestenfalls noch ergänzend terminologische Werkzeuge zur Verfügung zu stellen, die es erlauben, »kulturwissenschaftlich« sein wollende Texte mit einer anregenden Mischung »gegenwärtiger Begriffe« [3] zu parfümieren, die ein sprachliches Dazu-Gehören markieren, ohne dass überhaupt geklärt wäre, »wozu«, zu was man mit Hilfe dieser Schreibe und Sprechere überhaupt »dazu« gehört.

Erste Aufgabe eines solchen Handbuchs wäre es deshalb, den im Titel schon deutlich gewordenen Plural der »Kulturwissenschaften« in ein Übersichtsraaster zu bringen: Welche Fächer und (Teil-)Disziplinen gehören nun »dazu«, wie äußert sich dies in ihnen und interdisziplinär »zwischen« ihnen in Gegenstandsbereich, Methodik und Terminologie? Welche Institutionen gibt es in, zwischen und über den Fächern (Arbeitsgruppen, Zeitschriften, Web-Portale, zentrale Forschungseinrichtungen etc.)? Auf dieser Basis ließen sich dann Gemeinsamkeiten



und Widersprüche zwischen den jeweiligen Verständnissen von »Kulturwissenschaft« herausarbeiten, eine Art Logik des Faches sich selbst dort noch entwickeln, wo Unvereinbarkeiten bestehen (und als solche dann eben dokumentiert und benannt werden müssten). Übrigens gehört *Ordnung des Wissens* zu den vielen Themen von »Kulturwissenschaften«, das *Handbuch* müsste also zugleich reflektierende Anwendung dessen, wovon es handelt, auf sich selbst ein. Reflektierte Wissenschaft eben. Systematische Begriffsarbeit könnte endlich an die Stelle eines modisch dahin gleitenden Jargons treten. Kein Zweifel: Ein solches Handbuch wäre unverzichtbar.

1.500 Seiten und über hundert Artikel garantieren im nun vorliegenden *Handbuch der Kulturwissenschaften* eine erfreuliche Breite in der Darstellung des Gegenstandsbereiches, die Namen der AutorInnen, fast durchweg anerkannte Fachleute, versprechen ein hohes inhaltliches Niveau auf der Basis des jeweils aktuellen Forschungsstandes. Doch will eine solche Masse an Wissen nicht nur gesammelt, sie will auch bewältigt sein, »Ordnung des Wissens« eben. Das Fehlen einer solchen ist ja auch das derzeitige Hauptproblem der »Kulturwissenschaften«: Kein »Zuwenig« in Quantität oder Qualität, sondern ein unstrukturiertes »Zuviel« an beidem. Das versprochene Handbuch macht deshalb nur Sinn, wenn es Durchschaubarkeit in dieses »Zuviel« bringt (ohne es zu beschränken), Durch-Blicke ermöglicht, zielgerichtete Zugriffe – aus dem Chaos der Kulturwissenschaften also eine Wissenschaft von den Kulturwissenschaften macht. Eine »Ordnung des Wissens«. Als Handbuch muss es über dem stehen, wovon es handelt (nur so kann es dem, wovon es handelt, nutzbar sein). Unser Hauptaugenmerk wird deshalb auf die gegenstandsreflexive Arbeit der Herausgeber gerichtet sein müssen (wobei Gegenstand weniger, so verspricht es zumindest der Titel, Kultur als die Wissenschaften von ihr sein soll). Wie also, so müssen wir fragen, organisieren und profilieren sie das versammelte Wissen, wie bringen sie Ordnung in das noch bestehende Chaos und machen »Kulturwissenschaften« dem neugierigen Nutzer, dem überhaupt erst sinngebenden Adressaten all ihrer Arbeit zugänglich?

Das Vorwort verspricht – und wir freuen uns schon auf die Umsetzung – »einen Überblick über den Stand der Diskussion [...], der zu weiterer Klärung und Kooperation motiviert« (I, p. VII). Dazu passt eine vornehme Zurückhaltung der Herausgeber dem gegenüber, was sie zu dokumentieren versprechen. So »soll mit diesem Handbuch kein bestimmtes Verständnis von Kultur und Kulturwissenschaft festgeschrieben werden. Vielmehr soll die Vielfalt von Positionen, Zugriffen und Disziplinen dokumentiert und ein Beitrag zur Klärung ihres Verhältnisses zueinander geleistet werden«. (I, p. VIII) Gut so! Die Unübersichtlichkeit von »Kulturwissenschaften« wird dem »Handbuch« als seine zu bewältigende Ausgangslage zu Grunde gelegt. »Auch gibt es derzeit keinen Konsens in der Frage, ob die Kulturwissenschaften im Sinne einer einheitlichen Disziplin institutionalisiert, oder ob sie in der Pluralität teils traditioneller, teils neuer Fachwissenschaften betrieben werden sollen. Das vorliegende *Handbuch* plädiert für den zweiten Weg« (I, p. VII), verspricht also implizit – anders machte dieses Plädoyer ja auch keinen Sinn – einen ordnenden Überblick über diese »Pluralität«, damit »die trans- und interdisziplinären Fragestellungen [...] stärker vernetzt werden, um sie als kulturwissenschaftliche Forschungsperspektiven in den verschiedenen Disziplinen fruchtbar zu machen«. (ibid.)

Sehr zu Recht wird in diesem Zusammenhang auch auf die Internationalität der Kulturwissenschaften »im Kontext der interkulturellen Verständigung in einer globalisierten Welt« (I, p. VII) insistiert, der kulturwissenschaftliche Diskurs sei übernational, die Kulturbegriffe etwa der *cultural studies*, der »Annales« oder des deutschen Kulturverständnisses träfen unmittelbar aufeinander (ibid.). Umso mehr verwundert, um nach so viel Ankündigung nun endlich zu den Ergebnissen zu kommen, unter diesem Kriterium der Internationalität die Auswahl der Autoren: Auch wenn sie als ausgewiesene Fachleute durchweg für Kompetenz auf Ebene der einzelnen Beiträge bürgen können, ist es nach dieser Einleitung doch eigenartig, dass unter den »nahezu einhundert Autoren« (ibid.) [4] fast nur Deutsche zu finden sind. Immerhin eine Beiträgerin ist Österreicherin, einer arbeitet in der Schweiz; daneben gibt es noch zwei im englischsprachigen Ausland tätige Deutsche – und Paul Ricoeur. Faktisch also sollte im Titel nicht von »Kulturwissenschaften«, sondern von »deutschen Kulturwissenschaften« oder »Kulturwissenschaften in Deutschland« die Rede sein. Nicht diese (begründbare) Einschränkung irritiert und verärgert, sondern die großmündig falsche Ankündigung. Und damit nicht genug: Über die »Annales« gibt es trotz dieser einleitenden Begründung einer (fehlenden) Internationalität keinen eigenen Beitrag, über *cultural studies* findet man immerhin einen im letzten Drittel des zweiten Bandes (II, pp. 467-485).

Dass ich diese in einem ›Handbuch‹ an sich gleichgültige Einordnung überhaupt anführen muss, obwohl ich in einem Handbuch eine übersichtlich neutrale und quasi blind zu handhabende Ordnung (etwa alphabetisch) erwarte, liegt an den mir nicht durchsichtig gewordenen Gliederungs-, Ordnungs- und Orientierungsprinzipien. Das ›Handbuch‹ besteht aus drei Bänden. Es gibt kein Gesamthaltsverzeichnis. Der Nutzer (ist an einen solchen überhaupt gedacht?) muss also jedesmal, wenn er etwas sucht, alle drei Bände einzeln zur Hand nehmen, will er keinen Beitrag von Belang für sein Thema übersehen. Recherchiere ich z.B. zum Thema »Raum«, so finde ich im ersten Band einen Beitrag von Martina Löw *Raum – die topologischen Dimensionen* (I pp. 46-59), einen von Richard Münch *Strukturen – Die Ausdifferenzierung und Institutionalisierung von Handlungsräumen* (I, pp. 173-189), im zweiten keinen eigenständigen Beitrag und im dritten einen Artikel von Rolf Lindner: *Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum* (III, pp. 385-398). Doch natürlich kommt der Begriff »Raum« auch noch in anderen Beiträgen vor. Aber wie soll ich darauf zugreifen? Ein Register gibt es nicht, das die drei Bände dem Nutzer aufschlüsse. Wie also soll ich die Stellen über »Raum« (oder ein beliebiges anderes Stichwort) finden? Einzige Möglichkeit einer systematischen Nutzung ist es, jede neue Suche nach Informationen durch eine erneute Gesamtlektüre aller 1.500 Seiten abzuschließen. Wer kein Rezensent ist, gibt jedoch oft schon während des ersten Lektüredurchlaufs entgeistert auf – die Vielfalt thematisch häufig sich überschneidender Beiträge ist für den Leser sinnvoll zu bewältigen nur durch stetes Abgleichen der verschiedenen Perspektivierungen und Benennungen immer wieder ähnlicher Problembereiche. Da die Herausgeber aber nicht nur auf ein Glossar verzichten, sondern auch auf ein Stichwortverzeichnis, auf Begriffsklärungen oberhalb der Einzelbeiträge, auf Register, Verlinkungen und Querverweise, ist man, zumindest ohne fotografisches Gedächtnis im Umfang von 1.500 Seiten, nicht in der Lage, vergleichend, kombinierend und ergänzend hin und her zu blättern und fühlt sich als Nutzer im Stich gelassen. Die einzelnen Beiträge werden rudimentalisiert zu Fragmenten eines verheimlichten Zusammenhangs.

Die Streuung der drei Artikel zum Thema »Raum« wirft zudem die Frage nach der Gesamtordnung oberhalb solch banaler Benutzerbedürfnisse auf – vielleicht erleichtert die Gliederung ja wenigstens jenen Überblick über die Gesamtanlage, den kein Gesamthaltsverzeichnis liefert? Und damit wenigstens irgendeine Art von Orientierung? Jeder der drei Bände, hg. v. Friedrich Jaeger und jeweils einem anderen Mitherausgeber, trägt einen eigenen Titel (so als handelte es sich um drei eigenständige Sammelbände). Jeder verspricht auf seine Weise Grundlegendes. Bd. 1 heißt *Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Bd. 2 *Paradigmen und Disziplinen*, Bd. 3 *Themen und Tendenzen*. Das hört sich (wieder einmal) fast gut an: Jeweils zwei Wörter mit einem »und« dazwischen versprechen eine Aufschlüsselung grundsätzlicher Fragestellungen in einem Fächerwirrwarr, dessen Ordnung zu klären primäre Aufgabe dieses ›Handbuchs‹ sein muss (ohne die Pluralität zu simplifizieren). Wäre es dann aber nicht sinnvoll, statt mit »Schlüsselbegriffen«, mit den Disziplinen zu beginnen, aus denen das Ganze sich doch erst zusammensetzt? Wie anders ließen sich *Grundlagen und Schlüsselbegriffe* einer Fächerpluralität darlegen, wenn nicht der Überblick über diese Pluralität am Anfang steht? Wieso also werden die »Disziplinen« an vierter Stelle durch ein »und« (mehr oder weniger) gleichberechtigt den »Paradigmen« nachgeordnet, die doch in ihnen, den Disziplinen erst Anwendung finden sollten? Ihnen darstellungsmäßig also unter- und nachgeordnet sein müssten? Werden hier nicht Begriffs- und Abstraktionsebenen durcheinander gemischt, deren säuberliche Trennung Basis jeder ordnenden Darstellung wäre? Wer würde etwa sozialhistorischen Ansatz und Geschichtswissenschaft, textimmanente Methode und Literaturwissenschaft in einem handbuchartigen Überblick derart aufeinander folgen lassen? Welcher Nutzer in dieser Reihenfolge suchen?

Doch damit nicht genug der Verwirrung: Erklärt wird nirgends, wie die Zentralbegriffe in den Einzelbandtiteln überhaupt gemeint und voneinander abzugrenzen sind. Ich erfahre nirgendwoher, ob ich z.B. »gender« (um nur ein Beispiel herauszugreifen) eher unter *Grundlagen und Schlüsselbegriffe* (»gender« würde darunter passen) oder unter *Paradigmen und Disziplinen* (»gender« würde auch darunter passen) oder unter *Themen und Tendenzen* (»gender« würde auch darunter passen) suchen soll. Großes Fragezeichen. Wieder muss ich alle drei Bände einzeln zur Hand nehmen.

Die in ihrer leeren Allgemeinheit ebenso beeindruckenden wie nichtssagenden Einzelbandüberschriften helfen also dem zunehmend verzweifelten Nutzer nicht weiter. Wie kann ich wo was finden? Die Lektüre wird mehr und mehr zur detektivischen Suche nach dem verlorenen Überblick, dem geheimen Zusammenhang, nach latenter Ordnung und verborgenem Sinn.

Doch zum Glück gibt es ein zweites Ordnungsraster: Alle drei Bände zusammen sind in insgesamt 15 fortlaufend nummerierte Hauptabschnitte unterteilt, es gibt also eine alle drei Bände untereinander verbindende Zählung, die eine vermutlich (?) durchdachte, aber leider nirgendwo im Ganzen erklärte Logik in der Reihenfolge dieser Abschnitte verspricht. Bd. 1 (*Grundlagen und Schlüsselbegriffe*) ist »anhand der theoretischen Leitkategorien Erfahrung, Sprache, Handlung, Geltung, Identität und Geschichte« (I, p. VII) in fünf Abschnitte unterteilt. Bd. 2 (*Paradigmen und Disziplinen*) besteht aus den Abschnitten *Kulturwissenschaften und Lebenspraxis*, *Grundlegende wissenschaftliche Problemstellungen*, *Handlungstheoretische Ansätze in den Kulturwissenschaften*, *Die Kulturwissenschaften und das Paradigma der Sprache*, *Kulturwissenschaftliche Methoden und Ansätze in den Disziplinen*, Bd. 3 (*Themen und Tendenzen*) aus *Brennpunkte einer kulturwissenschaftlichen Interpretation der Kultur, Wirtschaft und Kapitalismus*, *Gesellschaft und kulturelle Vergesellschaftung*, *Politik und Recht* und einem *Ausblick*. Das wirkt doch schon gleich viel konkreter! Vergessen wir also die Titel der drei Einzelbände (sie sind als Spiel mit hohlen Begriffen ein irreführender Irrtum) und wenden wir uns dieser Gliederung zu. In ihr zeichnet sich tatsächlich endlich so etwas wie ein erahnbares Profil der drei Bände ab: Mit den Ein-Wort-Überschriften von Band 1 werden zentrale Themen verschiedener kulturwissenschaftlich arbeitender Fächer genannt, in Band 2 geht es, traut man den Überschriften, (ungefähr) um kulturwissenschaftliche Ansätze in der (nicht nur) wissenschaftlichen Praxis, während Band 3 aus drei Teilen zu bestehen scheint, den »Brennpunkten«, gesellschaftlich orientierten Fragestellungen und dem abschließenden *Ausblick*. Immerhin. Auch wenn die Reihenfolge rätselhaft bleibt. Und nicht erläutert wird.

Betrachten wir uns nun also diese Ordnung näher: Die Auswahl der »theoretischen Leitkategorien« in Band 1 wirkt leider (wieder einmal) willkürlich, allein schon deshalb, weil sie, wie so ziemlich alles in diesem ›Handbuch‹, nicht ausreichend erklärt wird. Dies ist wirklich (und nicht häufig genug zu betonen) eines der grundsätzlichen Probleme überhaupt: Die Herausgeber verschweigen die Begründungen für ihre Anordnungsentscheidungen, ja oft sogar diese Entscheidungen selbst [5], so dass der Nutzer der *Kontingenzperspektive der Kultur* (III, pp. 1-20) überlassen bleibt und sich entweder an Stelle der geheimgehaltenen Gedanken der Herausgeber seine eigenen macht – oder darüber reflektiert, warum die Herausgeber ihre Gedanken verschwiegen haben. Bewusstsein ihres Tuns scheint vorhanden zu sein, denn sie schreiben explizit über ihre Schlüsselbegriffe: »Mit ihnen verbindet sich kein systematischer Anspruch im strengen Sinn« (I, p. X). Was dann? Ein unsystematischer? Hermeneutik ist ein in zahlreichen Beiträgen immer wieder aufleuchtendes Problem, das gute alte linguistische Sender-Empfänger-Modell aber spielt (wie Linguistik überhaupt und trotz zweier Hauptabschnitte über »Sprache«) im gesamten ›Handbuch‹ keine Rolle. Es geht in verschiedenen Beiträgen viel um »Sinn« und »Verstehen«, nirgendwo aber um die Kulturleistung »Verständlichkeit«.

Doch zurück zum ersten Band: Dass »Kultur« nicht zu den zu erläuternden Schlüsselbegriffen gehört, bleibt trotz fehlender systematischer Absicht rätselhaft und verstärkt den Gesamteindruck einer systematischen Unsystematik. Und warum gehört »Erfahrung« dazu, nicht aber z.B. »gender« oder »Arbeit« (oder »Leistung«)? Warum nicht das allgemeinere »Zeit(lichkeit)«, sondern das speziellere »Geschichte«, das zudem im Gegensatz zu den anderen Hauptbegriffen dieses Bandes Assoziationen an ein bestehendes Universitätsfach erweckt, auf Grund derer »Geschichte« möglicherweise besser in den zweiten Band zu den »Disziplinen« gehören könnte? Die Fragen ließen sich fortsetzen.

Betrachten wir uns diese fünf Abschnitte näher, so wird der Eindruck der Willkür nicht kleiner: Gleich der erste Text des Abschnitts *Erfahrung* von Burkhard Liebsch heißt *Kultur im Zeichen des Anderen oder die Gastlichkeit menschlicher Lebensformen* (I, pp. 1-23) und beschreibt Kultur – und das ist nun wirklich ein möglicher Einstieg in das Thema »Kultur« (während er für das Thema »Kulturwissenschaften« erläuterungsbedürftig bliebe) – vom »Anderen« einer ursprünglich bedrohlichen Natur aus, die in Kultur (und »anderen Kulturen«) immer noch gefürchtet wird, landet dann aber lebensphilosophisch bei Fragestellungen des wohnenden Beisich-Seins eines in einer ungastlichen Welt »unbehausten« Menschen. Ethik und philosophischer Jargon vermischen sich zu einem intelligenten Essay, der in seiner voraussetzungsreichen Zugehörigkeit zu geistigen und stilistischen Traditionen erhebliche Vorgaben für all das aufbaut, was dann in dem Band (und im gesamten ›Handbuch‹) nach ihm kommt. Der – eher anthropologische als »kulturwissenschaftliche« – Begriff der »Erfahrung« selbst bleibt freilich eher unbeleuchtet (eher geht es um Erfahrungsbewältigung durch Sinnkonstitution, »Erfahrung« wird vorausgesetzt, aber nicht erklärt). Mit diesem Einstieg setzen die Herausgeber

Leitlinien in weltanschaulicher Hinsicht. Der zweite Artikel von Bernd Auerochs *Tradition als Grundlage und kulturelle Präfiguration von Erfahrung* (I, pp. 24-37) führt davon nichts fort und gehörte thematisch eher zum Themenkreis *Geschichte*, wären seine Ausführungen nicht durch die Nachfügung im Titel (*kulturelle Präfiguration von Erfahrung*) einem Abschnitt zugeordnet worden, mit dem ihn kaum mehr als diese Nachfügung in der Überschrift verbindet. Doch spricht dies nicht gegen den Artikel selbst, der einen informativ kurzen historischen Aufriss liefert; unglückliche Zuordnung, dies gilt nun leider für fast alle Texte im ›Handbuch‹, besagt nichts über einen Text, sondern nur über seine Zuordnung, macht dadurch aber den jeweiligen Text selbst zumindest in dem Zusammenhang, für den er doch geschrieben wurde, schwer lesbar.

Der dritte Text *Vom Geschehen zur Form* (Enno Rudolph, I, pp. 38-45) steht in der Tradition Cassirers und Foucaults, trägt aber zu »Erfahrung« wenig bei (wieder geht es eher um Sinnkonstitution), während der vierte über Raum von Martina Löw (I, pp. 46-59) »Raum« eher als soziologische und handlungstheoretische Kategorie, als Produkt der Praxis begreift denn als statischen Rahmen von und für Erfahrung – warum also wurde dieser Text nicht dem Abschnitt *Handlung* zugeordnet? Gregor Schiemann wendet sich dann wieder der Natur als dem »Anderen« der Kultur zu (I, pp. 60-75); rätselhaft, warum dieser Text nicht nach (oder vor oder neben) dem von Liebsch folgt. Jede Möglichkeit einer sukzessiven Lektüre der Beiträge wird durch nicht nachvollziehbare Anordnungsentscheidungen erschwert – während eine nicht-sukzessive, eine Stichworten folgende systematische Lektüre durch die nichtexistierenden Orientierungshilfen unmöglich gemacht worden ist. Damit nun ist aber »Erfahrung« weder hinreichend erklärt noch überhaupt abgeschlossen: Dirk Rustemeyer kommt nun noch mit seinem Essay *Formen von Differenz – Ordnung und System* (I, pp. 76-91), in dem, natürlich, Grundprobleme der Sinnkonstitution erläutert werden. Warum heißt dieser Abschnitt *Erfahrung* und nicht »Sinnkonstitution«? »Kontingenz« ist nicht umsonst eines der Schlüsselwörter, die in diesem ›Handbuch‹ immer wieder auftreten – nicht untersucht wird kulturell erzeugte Kontingenz, was es also bedeutet, wenn Kultur Kontingenz nicht mehr mit Sinnarbeit zu bewältigen versucht, sondern von sich aus hervorbringt. Aleatorische Prinzipien der Kulturpraxis (von den Losmaschinen in der athenischen Politik über Lotterien und Geburtsrecht als Formen ökonomischer Verteilung bis zu den Collagetechniken der künstlerischen Moderne) werden im ›Handbuch‹ nicht behandelt, sondern, so könnte man fast meinen, von seinen Herausgebern praktiziert. Das Thema »Ordnung des Wissens« spielt keine Rolle.

Doch nicht einmal darauf ist Verlass: Die Beiträge zum Abschnitt *Identität* tragen tatsächlich alle etwas zum Thema »Identität« bei, am Beginn des Abschnitts steht sogar ein Artikel von Jürgen Straub, der »Identität« (I, pp. 277-303) begrifflich zu klären unternimmt und den Begriff unter breiter Einbeziehung des Forschungsstandes logisch in seine verschiedenen Bedeutungsebenen auseinanderlegt. Aus solchen Artikeln lässt sich wirklich ein Handbuch machen. Warum ähnliches mit »Kultur« nicht einmal versucht wurde, bleibt den Spekulationen des Lesers überlassen. Und was macht man mit einem Abschnitt *Sprache*, dessen Beiträge nicht Sprache (zumindest nicht im linguistischen Sinne des Wortes) behandeln, sondern einen teils semiotischen, teils kommunikationstheoretischen Blick auf eine sprachlich gedeutete Welt werfen? Natürlich werden die beiden Ansätze nicht miteinander vermittelt, »Sprache« ist nicht einmal kleinster gemeinster Nenner der darunter versammelten Beiträge, sondern ein zufällig in allen Beiträgen auftauchendes Wort mit jeweils sehr unterschiedlicher, teilweise sogar metaphorischer Bedeutung. Ist das Gliederungsprinzip ein assoziatives mit Lust am ästhetisch-thematischen Bruch? Auch »Rezeptionsästhetik« wird nicht behandelt; man fragt sich, ob die Herausgeber von ihr keine oder sehr viel Ahnung haben (der Nutzer wäre dann das Spielfeld eines rezeptionsästhetischen Experiments).

Der letzte Abschnitt des ersten Bandes gehört dem Fach des Hauptherausgebers Friedrich Jaeger, der *Geschichte*, und ist am umfangreichsten, obwohl auch hier nicht alles einsichtig wird: »Geschichte«, oder, besser: Geschichtswissenschaft, erscheint in einigen Texten (die methodisch zu einigen der fälschlicherweise mit *Sprache* überschriebenen Texte gepasst hätten) als methodisches Deutungssystem, während in anderen die Geschichten einzelner Kulturen und Zeiten unter Berücksichtigung ihrer Selbst- oder späteren Fremddeutung (das geht bunt durcheinander) behandelt werden. Bewegen wir uns auf der Ebene eines Gegenstandes (»Kultur«) oder der Wissenschaft über ihn (»Kulturwissenschaft«)? Methodisch wirkt dies alles ebenso unsystematisch wie auf Gegenstandsebene: Dass Ägypten und Jan Assmann als Autor des betreffenden (mit China produktiv zusammengeschalteten) Artikels nicht fehlen dür-

fen, ist einsichtig, warum aber dann die Altamerikanistik nicht zu Wort kommt, die seit der Entdeckung der altamerikanischen *mother city* Caral [6] sehr grundsätzliche Fragen behandelt, ist ebenso rätselhaft wie die Ausblendung Mesopotamiens oder der Folgen, die die Entdeckung des Gilgamesch-Epos für die Entfesselung ins ›Unendliche‹ rückwärtsgerandter Zeithorizonte im (nicht nur) europäischen Geschichtsbewusstsein entfaltete. Und die reichhaltige Geschichte der islamischen Welt – wäre sie nicht auch (wie Selbst- und Fremdverständnis des Islam) von aktuellem Interesse? Um Missverständnisse zu vermeiden: Natürlich kann jeder Mäkler endlos an etwas erinnern, was halt auch noch vorkommen könnte – die Welt ist wirklich zu groß, um immer alles berücksichtigen zu können. Doch wer eine Auswahl trifft, sollte sie begründen. Man könnte sie ja vielleicht sogar einsehen (wenn man dürfte)...

Insgesamt am geschlossensten ist Band 2, in dem am ehesten ein (nur für diesen Band) geltendes Konzept zumindest ansatzweise sichtbar wird, ein neostrukturalistisch inspiriertes handlungstheoretisches Verständnis von »Kultur« – ohne dass dies freilich so in der Einleitung zu dem Band erläutert würde. Hat sich der Leser durch die aleatorisch wirkende »Kontingenz« des ersten Bandes hindurch gearbeitet, so landet er hier (in einigen Abschnitten zumindest) in einer fast schon konzeptioniert wirkenden Ansicht von Kultur, die für sich allein (in einem eigenständigen Sammelband etwa) durchaus tragbar wäre, im Gesamtbild der drei Bände aber eher wie eine zur Unübersichtlichkeit noch einmal hinzu kommende proportional übergewichtige Teilübersichtlichkeit unter den Bedingungen einer methodischen Einseitigkeit wirkt, die leichter zu ertragen wäre, würde sie erklärt werden und nicht in einem ›Handbuch‹ stillschweigend Repräsentanz für eine Vielzahl von Fächern beanspruchen, die sie nicht abbildet. Dennoch: Man liest sich geradezu erleichtert durch die (relative) Geschlossenheit dieses Bandes hindurch und fühlt sich nicht mehr hilflos behandelt als Versuchskaninchen in einem wahrnehmungstheoretischen Experiment. Konzis und anregend ist der Abschnitt 7 (*Kulturwissenschaften und Lebenspraxis*), in dem es um die Sinnarbeit geht, die Kulturwissenschaft in die Kultur (oder, genauer: das Nachdenken über sie) hineinträgt (wenn mir auch der Begriff »Lebenspraxis« doch etwas lebensfern vorkommt [7]), während Abschnitt 8 (*Grundlegende wissenschaftliche Probleme*), die große Schwachstelle in diesem Band, Verschiedenes eher in Form einer Verlegenheitslösung zusammenzufassen scheint: Narrativistische Ansätze in der Art des *new historicism* stehen neben konstruktivistischen und semiologischen. Warum wurden den einzelnen methodischen Schulen im ›Handbuch‹ nicht eigene Abschnitte eingeteilt, in denen sie sich den Lesern umfassend hätten vorstellen können? Es hätte die Orientierung sicherlich etwas besser erleichtert als solche Häufungen von nicht Zusammenpassendem.

Doch nicht, dass es solche Abschnitte überhaupt nicht gäbe (das wäre ja dann wenigstens ein durchgehaltenes Prinzip gewesen): Abschnitt 9 (*Handlungstheoretische Ansätze in den Kulturwissenschaften*) bildet von theoretischer Abgrenzung (Andreas Göbel: *Die Kulturwissenschaften zwischen Handlungs- und Systemtheorie* II, pp. 193-219) bis zu anthropologischer Anwendung (Karl Mertens: *Die Leiblichkeit des Handelns*, II, pp. 327-340) ein in sich geschlossenes Ganzes. Es fragt sich nur, warum es dann in Band 1 zusätzlich einen eigenen Hauptabschnitt *Handlung* geben musste, während andere Schulen systematisch unterbelichtet bleiben. Ähnlich wiederholt Abschnitt 10 (*Die Kulturwissenschaften und das Paradigma der Sprache*) thematisch den Abschnitt *Sprache* in Band 1, bleibt aber wie dieser gegenstandsfern bei Ansätzen, die den Begriff »Sprache« eher metaphorisch als konkret gebrauchen und durch ihn nicht wirklich oder nur so allgemein zu klassifizieren sind, dass jede Wissenschaft – weil sprachlich vermittelt – immer oder spätestens dann diesem Abschnitt zuzuordnen wäre, sobald sie den Begriff »Sprache« – egal mit welcher Bedeutung – auch explizit in den Mund nimmt. Dann wäre alles Sprache, alles Text, alles Alles. Die psychoanalytische Beschreibung des »Unbewussten« als einer Art »Sprache« (II, pp. 395-415) stößt zudem auch inhaltlich insofern an die Grenzen des Projekts »Kulturwissenschaft«, als das menschlichem Handeln entzogene, also außerkulturelle Unbewusste als Gegenstand von Kulturwissenschaft nur zu retten wäre, wenn entweder der Einfluss des Unbewussten auf Kultur zur Sprache käme – oder die Konstruktion des Begriffs des Unbewussten als kultureller Akt. Ob das Unbewusste dabei zur Sprache metaphorisiert wird oder zu einem kybernetischen Kreislaufkommunizierender Röhren ist sachlich gleichgültig. Dringender abzuhandeln wären unter *Sprache* die Fragen gewesen, die die Sapir-Whorf-Hypothese [8] über die Wechselwirkung von Sprachstruktur und Weltwahrnehmung für Mythologien und Weltentwürfe (mit handlungsrelevanten Folgen bis in den Aufbau ganzer Kulturen hinein) nach sich zieht – wenn man »Sprache« schon auf ihre kulturwissenschaftliche Relevanz hin untersuchen will. Aber das hätte bedeutet, dass man am Abschnitt *Sprache* linguistisch gebildete Wissenschaftler beteiligt...

Inwiefern zudem Psychoanalyse – so interessant sie sein mag – eher eine Kulturwissenschaft oder eher ein Objekt kulturwissenschaftlicher Untersuchung (oder beides) ist, bedürfte außerdem einer von den Herausgebern nicht wieder einfach zu verschweigenden Erklärung. Damit nämlich ist über die Psychoanalyse hinaus ein weiteres der vielen Probleme angesprochen, die dieses ›Handbuch‹ aufwirft: Ist seine Perspektive die von Kulturwissenschaften auf Kultur oder die von Kulturwissenschaften auf sich selbst? In den »Schlüsselbegriffen« des ersten Bandes geht dies bunt durcheinander, mal bezeichnen sie strukturelle Grundlagen zu untersuchender »Kultur«, mal sind sie Schlüsselbegriffe zur Beschreibung angewandter Wissenschaftsmethodik. Gewiss ist es legitim, in einem Handbuch sowohl »Kultur« als auch »Kulturwissenschaft« abzuhandeln (und auch »Kulturwissenschaft als Kultur«), aber dann sollte man es erklären und es sollte immer klar sein, auf welcher Referenzebene man sich an welcher Stelle im ›Handbuch‹ gerade bewegt – gerade wenn autologische Verzerrung durch referenzielle Selbstbezüglichkeit droht. Einen Artikel über »Logik« gibt es übrigens nicht. Offensichtlich halten die Herausgeber Logik für keinen notwendigen Bestandteil von Kultur(wissenschaft).

Dieses diffuse Durcheinander zwischen den Reflexions- und Gegenstands-Ebenen mag erklären, warum die »Disziplinen«, auf denen doch alles beruhen sollte, erst jetzt, am Ende des zweiten Bandes kommen. Hier wird nun dargelegt, welche kulturwissenschaftlichen Ansätze in welchen »klassischen« Fächern es gibt. Für ein »Handbuch« wesentlich und unverzichtbar. Leidet verschwindet auch hier vieles in nicht erläuterten Grundsatzentscheidungen und dem Leser vorenthaltenen Auswahlkriterien der Herausgeber: Warum wird z.B. protestantische Theologie behandelt, aber nicht katholische oder gar Religionswissenschaft? Was ist mit Judaistik? Von den zahlreichen »neuen« Fächern und den interdisziplinären Forschungseinrichtungen ganz zu schweigen. Aufgeführt werden folgende Fächer: *cultural studies* am Anfang (in Deutschland kein Fach!), kulturwissenschaftliche Politologie, Ethnologie, Historische Kulturwissenschaft, Kultursoziologie, kulturwissenschaftliche Psychologie, *Psychoanalyse als Kulturanalyse* (II, pp. 592-601), kulturwissenschaftliche Pädagogik, Literaturwissenschaften, protestantische Theologie und Philosophie. Ein medientheoretischer Beitrag fasst zudem noch *Kunst, Medien, Kultur. Konjunkturen des Wissens* zusammen. Es geht darin wenig um Kunst und viel um Medien. Insgesamt fällt dabei ein deutliches Ungleichgewicht auf: Kulturwissenschaften, deren primärer Gegenstand Kultur im ästhetisch engeren Sinne ist (Musikwissenschaft, Theaterwissenschaft, Film- und Medienwissenschaft, Architektur, Philologien [9], Kunstgeschichte), Fächer, die sich seit jeher mit »Kultur« im weiteren Sinne menschlicher Hervorbringung aller Art beschäftigen (Archäologie, Geografie, Landeskunde, Ökonomie, technische Fächer) oder Fächer, über deren Arbeit »Natur« in »Kultur« überzugehen beginnt (wiederum technische Fächer, Biologie, Chemie, Pharmazie, Medizin) werden ebensowenig beachtet, wie jene in den letzten Jahren immer deutlicher zutage tretende neue Überdisziplin, in deren Arbeiten viele kulturwissenschaftliche Fragestellungen zunehmend aufgehoben sind: Wissenschaftsgeschichte. Stattdessen dominiert ein Blick auf Kultur von historisch-politischen und gesellschaftspsychologischen Fächern aus, die sich Kultur teilweise erst in einem sog. »cultural turn« als etwas aneignen mussten, worauf sie befremdet halt auch noch blicken könnten – wenn es schon Mode ist.

Der dritte Band besteht aus drei Teilen (in fünf Abschnitten), die alle bisher erläuterten Probleme noch einmal bestätigen: Abschnitt 12 (*Brennpunkte einer kulturwissenschaftlichen Interpretation der Kultur*) behandelt Leiblichkeit, Religion und Kontingenz, wieder einmal das »Andere« (hatten wir das nicht schon?), Gedächtnis, das »Menschheitstrauma, Holocausttrauma, kulturelles Trauma« (III, pp. 109-138) und *Naturwissenschaft als Kulturleistung* (III, pp. 175-194). Ein bunter Eintopf mit dramatischer Einlage. So wichtig die Einbeziehung der Naturwissenschaften in »Kulturwissenschaft« auch ist (eine übrigens uralte Forderung): In einem derart versteckten einzelnen Beitrag ist das nicht zu leisten, bleiben die Naturwissenschaften ein bloß inhaltlich unbewältigtes Anhängsel.

Nach diesem Sammelsurium werden im Abschnitt 13 (*Wirtschaft und Kapitalismus*) Fragen aufgeworfen, die nach sozialer Gerechtigkeit etwa (III, pp. 254-268), deren Bedeutung für »Kultur« und für »Kulturwissenschaft« gleichermaßen eklatant sein könnte – würde sie denn im Rest des ›Handbuchs‹ systematisch mitreflektiert – und umgekehrt »Kulturwissenschaft« in diesem Artikel. Er beschäftigt sich jedoch ausschließlich mit den Begründungen unterschiedlicher Sozialstaatsmodelle. So wichtig das ist (vielleicht sogar wichtiger als »Kulturwissenschaften«): Was hat das – in dieser Form – in diesem ›Handbuch‹ zu suchen, warum findet keine thematische Vermittlung mit »Kulturwissenschaften« statt? Abschnitt 14 (*Gesellschaft und kulturelle*

*Vergesellschaftung*) steht teilweise (überzeugend!) im Zeichen Bordieus, uferd dann aber aus durch Hinzunahme eines einzigen Textes aus dem Bereich der *gender studies* (die doch wohl einen eigenen Abschnitt verdient hätten), eines einzigen aus dem Bereich der Stadtsoziologie und eines einzigen aus dem Bereich der Alltagsforschung (hatten wir »Alltag« nicht schon mal?). Die *gender studies* (um sie als Beispiel für die »Systematik« herauszugreifen) sind damit im »Handbuch« vertreten mit einem einzigen (immerhin) Artikel über – historische Männlichkeit in der Zeit um 1900 (III, pp. 372-384). Auch wenn Männlichkeit zunehmend mit in den Fokus der Geschlechterforschung gerät (also durchaus zu Recht in dem Band vertreten ist) – ohne weitere Berücksichtigung der bereits älteren und viel breiteren Weiblichkeitsforschung kann dieses Thema allein kaum hinreichen, die *gender studies* in einem »Handbuch« zu repräsentieren (muss ich noch erwähnen, dass im Literaturverzeichnis dieses Artikels der Name Butler fehlt)? Und auch Männer lebten m.W. nicht nur um 1900. So interessant alle diese Beiträge sind: Die Proportionen und Gewichtungen stimmen nicht und verzerren die Abschnitte zum Schaden nicht nur des Gesamtbildes sondern auch der Beiträge selbst: Der einzige *gender*-Text in einem solchen Band wird anders gelesen als einer unter mehreren. Entweder war die Autorin nicht informiert oder die Herausgeber haben nicht rechtzeitig korrigierend eingegriffen.

Der letzte Abschnitt heißt *Politik und Recht* und reicht von kulturwissenschaftlichen Ansätzen in der Politik über einen kulturwissenschaftlichen Blick auf Rechtsfragen bis hin zur Verkündigung einer »Neuen kritischen Theorie« durch Ulrich Beck (III, pp. 521-532), während der abschließende Ausblick von Jörn Rüsen endet mit dem anti-utopistischen Aufruf, »dem Zwang [zu] entrinnen, der dem Sinn der Kultur das Versprechen des Anderen und Besseren abverlangt«. (III, p. 543) Die Hoffnung auf ein besseres »Handbuch« wird deshalb (hoffentlich) nicht gleich gehorsam untergehen.

Und dann gibt es noch etwas: An Stelle der Register werden am Ende jeden Bandes die Autoren in biobibliografischen Kurzporträts vorgestellt. Ich weiß nicht, ob ein Jan Assmann das noch nötig hat, für den Leser bedeutet dies angesichts der fehlenden Register nicht nur ein informationstechnisches Fehlverhalten, dessen Deutung jedem selbst überlassen bleiben mag, dieser aus Periodika übernommene Brauch legt angesichts noch un abgeschlossener Karrieren vieler Beiträger darüber hinaus auch den Verdacht nahe, dass bei den Herausgebern selbst kein großes Vertrauen in eine längere Überlebensfähigkeit ihres »Handbuchs« existiert – solche »Informationen« haben nur begrenzten Haltbarkeitswert (und sind im Zeitalter des Internet ohnehin nahezu überflüssig). Sie sind ärgerlich, weil Wichtigeres fehlt. Der Verlag *Metzler*, dessen Name allein schon ein Gütezeichen ersten Ranges sein sollte, hätte hier doch etwas schärfer hinsehen müssen.

Um es noch einmal zu sagen: Nicht die Qualität der einzelnen Artikel steht hier primär zur Frage, sondern die Art, wie diese von den Herausgebern angeordnet und organisiert, vielleicht auch durch die Gesamtkonzeption profiliert wurden. Welche Vorgaben erhielten die BeiträgerInnen überhaupt? Wohl keine, die den Beiträge(r)Innen dabei hätten helfen können, einander mit ihren jeweiligen Qualitäten gegenseitig zu stützen und zu ergänzen: Die verwendeten Textsorten könnten nicht unterschiedlicher sein. Überblickartige Einführungen stehen unvermittelt neben detaillierten Einzeluntersuchungen und anregenden Essays, Vision neben Fakt, Allgemeinverständliches neben sprachlich Hochspezialisiertem, Erläuterndes neben Voraussetzungsreichem. Ein Sumpf, in dem zu versinken droht, was in ihn hineingeschrieben wurde. Wenn wir dann noch erfahren, allen Autoren sei ein erster Entwurf des Handbuchs zur Verfügung gestellt worden (I, p. XIII), wissen wir nicht mehr, ob wir vor soviel Mut den AutorInnen gegenüber (denen dadurch eine Verantwortung für das Ganze zugeschoben wird, die sie nie übernehmen können) zurückschauern oder vor soviel Lust am gruppensdynamischen Experiment den Hut ziehen sollen: Herausgekommen ist halt das (will diese Botschaft wohl besagen), was die Beiträger daraus gemacht haben. Gute Beiträge (meist zumindest) in einem insgesamt nahezu unleserlichen Kontext, in einem Ganzen, das keines ist. Einen Artikel über »Verantwortung« gibt es nicht. Überflüssig zu sagen, dass es keine einheitliche Bibliografie gibt. Schlimmer noch: Das Druckbild der Literaturlisten in den einzelnen Beiträgen ist »Platz sparend« (wären die Informationen über die AutorInnen wirklich nötig gewesen?) in Fließtext aufgelöst, ein Arbeiten mit ihnen also unnötig erschwert. Dies war sicher keine Entscheidung der Autoren, sondern der Herausgeber. Ich weiß nicht, für wen sie diese drei Bände konzipiert haben – für einen »Nutzer« sicherlich nicht.

Was immer ein »Handbuch« sein mag: Dies ist keines. Dennoch: Eine Neuauflage könnte manches Problem noch beheben. Bibliografie, Register und Querverweise sind machbar (das

be-weisen zumindest andere Handbücher), ihre heimlichen Anordnungsentscheidungen könnten die Herausgeber in ausführlicheren Einleitungen mitteilen (auch das geschieht in anderen Büchern), ein Glossar (das ließe sich mit dem Register verbinden) könnte Begriffe in ihrer Vieldeutigkeit logisch auffalten (auch so etwas sieht man hin und wieder). Vielleicht ließe sich dem Ganzen sogar noch ein positivistisch simpler Überblick über »Kulturwissenschaften« in Deutschland voranstellen. Würden die Herausgeber ihre Arbeitspflichten auf diese Weise wenigstens noch nachträglich erfüllen, wären zwar immer noch nicht alle Probleme gelöst, aber zumindest die schlimmsten behoben. Die Artikel (und die Arbeit ihrer Verfasser) wären nicht verloren, denn das Handbuch wäre *benutzbar*.

### Anmerkungen

[1] Auf Zitate aus dem hier rezensierten dreibändigen *Handbuch* verweise ich im Text.

[2] Grimm, Christa/Nagelschmidt, Ise/Stockinger, Ludwig: Vorwort. In: Dies. (Hg.): *Theorie und Praxis der Kulturstudien*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2003, pp. 9-12, hier p. 11.

[3] Biti, Vladimir: *Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe*. Reinbek: Rowohlt 2001.

[4] Am Ende jeden Bandes gibt es ein Autorenverzeichnis, jedoch keines für alle drei Bände zusammen, so dass mit einzelnen Mehrfachnennungen unter den insgesamt 104 Namen zu rechnen ist.

[5] In den kurzen Einführungen zu den Teilbänden wird im Jargon »gegenwärtiger Begriffe« ein assoziatives Feld zwischen einzelnen Themen aufgebaut, aber kein Begriff erklärt, keine Herausgeberentscheidung begründet, keine Verständnis- und Orientierungshilfe gegeben.

[6] Solís, Ruth Shady: *La Ciudad sagrada de Caral-Supe. Los orígenes de la civilización andina y la formación del Estado prístino en el antiguo Perú*. Lima: Inst. Nacional de Cultura 2003.

[7] Alltagstheorie ist noch kein Alltag.

[8] Whorf, Benjamin Lee: *Language, Thought, and Reality*. Hg. v. John B. Carroll. Cambridge/Mass.: MIT Pr. 1956.

[9] Der Beitrag von Georg Bollenbeck und Gerhard Kaiser über die Literaturwissenschaften (II, pp. 615-637) ist eine skeptisch freundliche Abwägung des Nutzens, den »kulturwissenschaftliche« Fragestellungen für die Literaturwissenschaften haben könn(t)en, in seiner Konzentration auf die germanistische Literaturwissenschaft aber sicher nicht aussagekräftig für das viel weitere Feld der Philologien insgesamt. Dass der Gegenstand von Literaturwissenschaft selbst schon Kultur ist, und was dies für Konsequenzen haben könnte, wird leider nicht gehörig profiliert. Er könnte ja vielleicht etwas zum Gesamtverständnis von »Kulturwissenschaft« beitragen, das in der Gesamtanlage des ›Handbuchs‹ keinen Platz mehr findet – oder Kulturwissenschaften gar selbst als eine Form der Literatur betrachten.